

**Jutta Winter**

# **Wir haben es wieder zu etwas gebracht**



**Von Neuanfängen und Altlasten**  
**Biografischer Roman**

Für Georg Neu und alle,  
die sich in dem Buch wiederfinden

# Inhaltsverzeichnis

Prolog  
Gelobtes Land  
Ostpreußens fruchtbare Erde  
Krieg  
Heimatlos  
Therapiestunde 1985  
Neuland  
Wirtschaftswunder  
Mauern  
Therapiestunde 1985  
Fernweh  
Therapiestunde 1985  
Wendezeiten  
Alterserscheinungen

# Prolog

*Therapiestunde 1985*

*„Sie meinen also, dass die Ruhelosigkeit, die Sie quält, etwas mit Ihren Vorfahren zu tun hat?“ fragte der Therapeut.*

*„Mit denen von meiner mütterlichen Seite jedenfalls. Ja, das glaube ich schon“, antwortete ich. „Soweit ich weiß, waren sie viel unterwegs. Sie haben über mehrere Generationen hinweg immer wieder freiwillig oder unfreiwillig ihre Heimat verlassen und irgendwo in der Fremde neu angefangen. Vielleicht habe ich dieses Unstete ja von ihnen geerbt.“*

*Inzwischen hatte ich ein paar Ausbildungen abgebrochen und zwei abgeschlossen, mit denen ich im Berufsleben nichts anfangen konnte. Seit fast einem Jahr gehörte ich zur hoffnungslosen Klientel der Stellenvermittler im Paderborner Arbeitsamt. Auf der Suche nach einer beruflichen Perspektive war ich durch Ostafrika gezogen, war für Jahre ausgewandert und ratlos wieder zurückgekehrt. Meine Ehe befand sich im Stadium der Auflösung, worunter mein kleiner Sohn litt. Kurzum, ich wusste nicht mehr weiter und hielt mich an jedem Strohalm fest...*

*Der Therapeut sah mich fragend an.*

*„Oh, ich habe gerade nicht aufgepasst. Was haben Sie gesagt?“ entschuldigte ich mich.*

*Er wiederholte seine Frage: „Sie glauben, dass Ihre Vorfahren sich ebenso schwer taten wie Sie, beruflichen ihren Weg zu finden?“*

*„Oh nein, das nicht. Ganz im Gegenteil. Meine Vorfahren wussten immer sehr genau, was sie wollten. Für sie war es ganz wichtig, es zu etwas zu bringen. Diesen Ehrgeiz teile ich eigentlich nicht. Vielleicht ist mein Problem eher, dass ich aus der Erfolgsgeschichte meiner Vorfahren ausschiere. Als eine Art ‚schwarzes Schaf‘. Kann das sein?“ fragte ich den Therapeuten. Dieser Gedanke überraschte mich selbst.*

*„Oder es gibt ganz andere familiäre ‚Erbstücke‘, die Ihnen zu schaffen machen“, überlegte er. „Was genau wissen Sie denn von ihren Vorfahren?“*

*„Von denen meines Großvaters, den „Neus“, ist nicht viel bekannt. Sie sind irgendwann vom Rheinland nach Lettland ausgewandert. Von den Ahnen meiner Großmutter – das waren Familien mit dem Nachnamen ‚Groß‘ – von denen ist mehr überliefert, auch wenn diese Familiensaga historisch nicht ganz stimmig ist. Aber ich habe mir inzwischen zusammengereimt, wie es damals gewesen sein könnte.“*

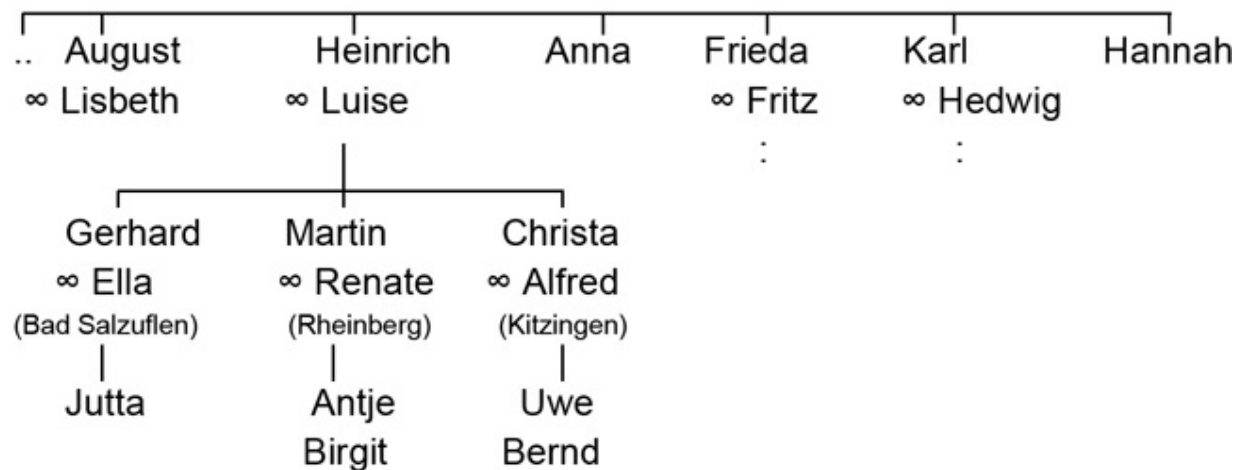
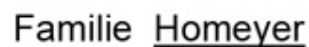
*„Das hört sich nach einer langen und nach einer...“ er räusperte sich „... unübersichtlichen Geschichte an. Am besten, Sie verfassen bis zu unserer nächsten Sitzung eine Ahnentafel. Und dann versuchen wir, die familiäre Entwicklung ihrer Familie zu rekonstruieren. Damit begeben wir uns ganz nebenbei auch auf die Spurensuche nach den Wurzeln Ihrer eigenen Persönlichkeit. Was halten Sie davon?“*

*„So machen wir das“, entschied ich. „Das wird spannend!“*

## Ahnentafel

(Salzburg – Odessa )

Heinrich ∞ Sophie  
(Mitau – Neidenburg )



## Gelobtes Land

**D**er erste Schnee des Herbstes 1804 bedeckte das Salzachtal wie ein feines Spitzentuch. Einzelne Schneeflocken tanzten im eisigen Wind über den Felder und Wiesen zu beiden Seiten der Straße, die von Salzburg aus in die Berge führte. In der hereinbrechenden Dämmerung waren wenige Reisende unterwegs. Nur Johann Heinrich Groß ritt dort gedankenversunken zum heimatlichen Gutshof zurück und übersah die zarte weiße Pracht um sich herum. Seit Tagen schon beschäftigten ihn abenteuerliche Pläne.

„Vater und Mutter, ich habe einen Entschluss gefasst“, verkündete er nach dem Nachtmahl mit fester Stimme, als er seinen Eltern in der Wohnstube alleine gegenüber saß. „Ich will der Einladung des russischen Zaren folgen und an die Schwarzmeerküste ziehen. Dort werden fruchtbare Ländereien an Neusiedler verschenkt und Saatgut und alles was man für den Anfang braucht. Obendrein gibt es Steuerfreiheit auf dreißig Jahre. Und Religionsfreiheit“, schob er schnell nach, als er sah, wie seine Mutter erschrocken die Augen aufriss und tief Luft holte.

„Du willst uns verlassen, Junge? Aber du bist doch mein Hansl! Und viel zu jung noch für solche Unternehmungen“, rief sie entsetzt. Der Vater schwieg, wandte seinen Blick ab und schaute zum Fenster hinaus zu der vertrauten Silhouette der Hohen Tauern hinüber, die weiß im Mondlicht glänzten.

„Ans Schwarze Meer? Dort hausen wilde Tataren, wie man hört“, lamentierte seine Frau weiter. „Die warten nur darauf, Siedler zu massakrieren. Dafür willst du das schöne Salzburger Land verlassen? Deine Heimat und die deiner

Vorfahren? Das kannst du deinen Eltern nicht antun. Du versündigst dich!“

Ihre Stimme war schrill geworden, denn sie dachte an ihre Großeltern, die einst aus dem Balkan eingewandert waren. Als Fremde im Land hatten sie einen schweren Stand gehabt. Ein solches Schicksal wünschte sie sich nicht für ihren Jüngsten.

„Und was sagst du dazu“, wandte sich der Sohn an seinen Vater, der immer noch stumm aus dem Fenster schaute.

„Du bist ein zäher Bursche. Und ein Sturkopf. Beides hast du von mir. Ich lass dich auch nicht gern ziehen“, antwortete er schließlich mit belegter Stimme, während seine Frau ihn sprachlos anstarrte.

„Aber wahrscheinlich würde ich auch so handeln an deiner Stelle“, erklärte er weiter und wendete sich an seine Frau. „Als Jüngster kann er hier nicht viel werden. Seine Brüder erben ja den Hof eines Tages, und er wird sich auf die Suche begeben. Damit müssen wir uns wohl abfinden.“

„Aber er könnte doch eine Hoferbin heiraten“, schlug sie eifrig vor, „die Brandtner, Magda zum Beispiel, die erbt einen prachtvollen Besitz...“ Johann sah seine Mutter entgeistert an.

„Die ist doppelt so alt wie ich“, rief er empört, „und kahl wie ein gerupftes Huhn. Mutter! Nie und nimmer!“ Der Vater sah ihn an.

„Gut, ich gebe dir meinen Segen zu deinem Unternehmen, mein Sohn. Und wir statten dich mit allem aus, was du brauchen kannst“, bestimmte der Vater schließlich und beendete damit den aufkommenden Streit. „Wahrscheinlich musst du Abgaben leisten als Auswanderer. Aber das bringen wir noch in Erfahrung.“

Nach einer Weile des Nachdenkens erzählte er die Geschichte, die ihm seit langem am Herzen lag: „Mein Großvater wollte den Hof nicht verlassen damals, Anno 1731, als die Lutheraner vertrieben wurden. Er ist dann schweren Herzens zu den Katholiken konvertiert, aber er hat

sich wohl immer als Verräter gefühlt. An seinem Sterbebett hat er mir das Versprechen abgenommen, mit meiner Familie eines Tages zum evangelischen Glauben zurückzukehren. Du kannst ihm nun diesen Wunsch erfüllen, mein Sohn.“

Johann strahlte. „Das werd ich tun, Vater.“

Im Frühjahr des nächsten Jahres standen Johann und sein Vater mit allerhand Reisegepäck am Anlegeplatz in Linz. Das Auswandererboot, das dort vertäut lag, „Ulmer Schachtel“ genannt, würde ihn die Donau abwärts bringen. Die meisten Menschen an Bord hatten bereits einen weiten Weg hinter sich. Sie kamen aus dem Württembergischen und sahen blass und recht mitgenommen zum Ufer hinüber. Viele von ihnen waren Pietisten, die aus religiösen Gründen eine neue Heimat suchten, aber auch junge, unternehmungslustige Auswanderer wie Johann waren darunter, dazu einige Kaufleute, insgesamt wohl mehr als 300 Passagiere. Fast die Hälfte davon waren Kinder.

Bald war das Gepäck an Deck verzurrt und alles bereit für die Reise in den Osten, doch Vater und Sohn war beklommen zumute. Wahrscheinlich würden sie sich nie wiedersehen. Nicht in diesem Leben. Johanns Vater sprach schließlich seine Segensworte, zog dann ein sorgfältig in Wachstuch verschnürtes Päckchen aus seinem Mantel und überreichtes es dem überraschten Sohn.

„Dieses Andenken an deine Familie überlasse ich dir“, sagte er feierlich. „Es ist die kostbare Lutherbibel meines Großvaters. Sie soll dich und deine Familie beschützen in deiner neuen Heimat. Halte sie in Ehren.“

Dann wendete er sich schnell ab, bevor der Abschiedsschmerz ihn aus der Fassung bringen konnte, und machte sich mit seinem Pferdegespann auf den Heimweg.

Bei genauer Betrachtung erwies sich die Ulmer Schachtel als großes Floß, aus mächtigen Baumstämmen zusammengefügt, mit einem Hüttenaufbau darauf, in dem die Passagiere notdürftig Schutz finden konnten. Sie

mussten sich allerdings mit wenig Raum begnügen und auf jede Bequemlichkeit verzichten. Für die meisten Auswanderer war das die geringste Sorge, denn sie waren arm und schlecht versorgt für die Reise. Unterwegs tranken sie Donauwasser, und so breiteten sich umgehend Darmkrankheiten aus. Besonders Kleinkinder starben daran und ließen verzweifelte Eltern zurück. In der Hütte stank es bald, und das mitgebrachte Ungeziefer breitete sich in der Enge ungehindert aus. Johann zog es vor, auf das Dach zu klettern zu den muskelbepackten Flößern, die dort mit Hilfe von langen Rudern das treibende Gefährt in der Fahrrinne hielten. Mit einem von ihnen freundete er sich ein wenig an.

„Vor zwei Jahren wurden wir von Piraten überfallen“, erzählte ihm der junge Mann. „Da hatten wir anschließend eine Menge Verletzte und sogar einige Tote.“

Am Ende der Reise würde das Floß dann zerlegt werden, erfuhr Johann auch, und die Holzstämme an Sägewerke verkauft, doch bis dahin lag noch eine wochenlange Reise vor ihnen.

„Wollt ihr nicht mitkommen dort an die Schwarzmeerküste als meine rechte Hand bei der Landarbeit? Dort könnt Ihr es zu etwas bringen“, fragte Johann den Flößer, doch der winkte lachend ab.

„Gott bewahre! Wer weiß schon, was Euch dort erwartet, und ob Ihr überhaupt heil ankommt. Zu so einem waghalsiges Abenteuer muss man geschaffen sein, und das bin ich sicher nicht.“

In Galatz, der vorletzten Station der Floßfahrt gingen alle Passagiere von Bord. Inzwischen war mehr als die Hälfte von ihnen krank. Mehrere Wochen mussten sie nun in der hereinbrechenden Sommerhitze in einem Quarantänelager ausharren, denn im Land wütete die Pest. Auch im Lager starben Menschen, denn die hygienischen Zustände waren katastrophal. Schon nach kurzer Zeit quollen die Latrinen über, und Ratten und Ungeziefer plagten die Menschen. An

sauberes Trinkwasser und Proviant zu gelangen, kostete Johann einen guten Teil seines Reisegeldes, und einen weiteren Teil gab er für einen Karren mit Maultieren aus, denn er wollte nicht auf dem Floß weiterreisen, sondern lieber den Landweg durch Bessarabien nehmen in das gelobte Land, das ihn danach hoffentlich erwartete.

Eine menschenleere, weite Ebene, die sich bis zum Horizont erstreckte, nahm ihn nun auf. Nur Spurrillen in dem hohen, harten Steppengras verrieten, wo ein Weg entlangführte. Nichts, aber auch gar nichts gab es hier, was ihn auch nur entfernt an die blühenden Bergwiesen im Salzburger Land erinnerte. Die einförmige, karge Landschaft erschien ihm fremdartig und bedrückend, und so piff er vor sich hin, um sich Mut zu machen.

Glücklicherweise fand er einen Trupp jüdischer Kaufleute, denen er sich anschließen konnte. Odessa hieß ihr Ziel. Dort wollten sie sich niederlassen und sich der ansehnlichen, jüdischen Gemeinde anschließen, die an diesem Ort bereits ansässig war.

„Odessa liegt wirtschaftlich günstig direkt am Schwarzen Meer“, erzählte ihm ein junger Mann, der gerade geheiratet hatte. „Die Stadt steht unter der Schirmherrschaft des Zaren. Und auch uns hat er Schutz zugesagt. Dann müssen wir wenigstens keine Pogrome mehr befürchten.“ Eine Hoffnung, die sich nicht erfüllte.

In Dubossary wurden sie jedoch erst einmal zu einer weiteren Quarantänezeit gezwungen, bis sie im Herbst schließlich Odessa erreichten. Dort wandte sich Johann sogleich an das Neurussische Fürsorgekontor und erhielt Land im Umfang von etwa 50 Hektar am Akerscha-Flüsschen zugewiesen. Bereits im Jahr zuvor hatte sich dort eine kleine evangelische Gemeinde niedergelassen. Wie in all den neugegründeten Orten in der Gegend sprachen auch hier alle Einwohner deutsch, wenn auch in höchst unterschiedlichen Mundarten.

Um das Land zu bewirtschaften, tat sich Johann zunächst mit anderen Neuankömmlingen zusammen. Als erstes bauten sie sich aus Lehm und Stroh eine Unterkunft für die Anfangszeit. Dann machten sie sich an die Urbarmachung der jungfräulichen Steppe mit ihrer fest verkrauteten Grasnarbe über der fruchtbaren, schwarzen Erde. Allein das war eine derartige Schinderei, dass sein landwirtschaftlich unerfahrener Nachbar, ein frommer Kirchenmann, nach wenigen Wochen aufgab. Doch dies war nur der Anfang gewesen.

Nach tagelangem Starkregen versank die hoffnungsvoll erwartete Ernte des nächsten Herbstes im Hochwasser des Akerscha- Flösschen, das sich in einen reißenden Strom verwandelte und auch die Hütte mit davon schwemmte. Die Folgejahre waren von Heuschreckenplagen, Dürren, Bränden und Viehseuchen überschattet, und auch Seuchen wie die Pest oder die Cholera suchten sich hin und wieder ihre Opfer unter den Siedlern.

„Gottes Prüfungen sind zu hart für mich“, bekannte einer von ihnen resigniert. „Im letzten Hungerwinter sind zwei meiner Kinder gestorben, und nun auch noch meine Frau im Wochenbett. Außerdem wird die Trockenheit in diesem Jahr die Ernte sicher wieder verderben. Nein, ich gehe zurück nach Württemberg.“

Doch Johann Heinrich Groß blieb.

„Aufgeben gibt es für mich nicht“, erklärte er stur. „Bevor ich irgendwo anders als Knecht anfangen, sterbe ich lieber hier als mein eigener Herr.“

Leichter wurde es für ihn, als ihm endlich eine kluge, fleißige Ehefrau zur Seite stand. Sie stammte von der schwäbischen Alb und gebar in den folgenden Jahren eine Reihe von Kindern, von denen immerhin drei das Erwachsenenalter erreichten. Die eigene Familie gab Johann Hoffnung. Die Zähne zusammenbeißen! Durchhalten und nach vorne blicken! Immer nur nach vorne blicken, dazu waren er und seine Frau erzogen worden. Nein, sie würden

sich nicht unterkriegen lassen. Das kam gar nicht in Frage, denn sie glaubten fest daran: mit Gottes Hilfe würden auch wieder bessere Zeiten kommen.

Und die kamen. Der fruchtbare Boden bescherte ihnen nach all den Rückschlägen endlich Jahre reicher Ernten. Als den deutschen Kolonien am Schwarzen Meer dann auch noch Zollfreiheit für ihre Exporte gewährt wurde, stiegen die Nachfrage nach Getreide und damit die Einnahmen beträchtlich, und Familie Groß konnte sich schließlich ein ansehnliches Haus aus Stein und Ziegeln bauen.

„Wir haben allen Grund, Gott dankbar zu sein!“ Darin stimmten sie überein, wenn sie nach dem Tagwerk gemeinsam am Tisch saßen und das Nachtgebet sprachen. Danach schlug Johann feierlich die Lutherbibel seines Urgroßvaters auf und las ein paar Verse daraus vor.

Ja, die Familie hatte es zu etwas gebracht und war damit den launischen Kapriolen ihres Schicksals nicht mehr ganz so hilflos ausgeliefert. Nach Johanns Tod erwies sich sein Sohn als würdiger Nachfolger. Sein Enkel vergrößerte die Ländereien beträchtlich und versuchte sich neben dem Getreide- auch im Obstbau. Die Ergebnisse konnten sich sehen lassen. Zur Jahrhundertwende erweiterte dessen ältester Sohn den elterlichen Betrieb um ein Sägewerk und errichtete ein Stadthaus in Odessa. Erst der Weltkrieg und die wütenden Revolutionäre, die wie Heuschreckenschwärme in das Land einfielen, beendeten die Blütezeit der deutschen Kolonien in Russland und trieben die Familie Groß in die Flucht.

Eineinhalbtausend Kilometer nördlich von Odessa, in der Nähe von Mitau, der altherwürdigen Hauptstadt Kurlands, bewirtschaftete Familie Neu mit ihren sechs Söhnen ein ansehnliches Gut. Viele Generationen zuvor waren ihre Vorfahren in Notzeiten aus dem Rheinland eingewandert. Recht schnell hatten sie sich damals trotz aller

Anfeindungen mit der nichtdeutschen Mehrheit der Bevölkerung arrangiert, und ihre Nachfahren sprachen lettisch, russisch und polnisch ebenso gut wie deutsch.

Nach dem 1. Weltkrieg veränderte sich die Situation der dort ansässigen Deutschbalten ebenso grundlegend wie die der Kolonisten am Schwarzen Meer. Mit der Unabhängigkeit Lettlands wurden alle deutschstämmigen Grundbesitzer Kurlands enteignet und von ihren Ländereien vertrieben. So auch Familie Neu.

Sie luden ihr Hab und Gut auf alle verfügbaren Kutschen und Fuhrwerke und machten sich auf die ungewisse Reise in den Westen. Ihr Weg endete in einem der Flüchtlingslager am Stadtrand von Neidenburg in Ostpreußen.

Die drei ältesten Söhne trennten sich zuvor von ihrer Familie und zogen weiter zu den überfüllten Auswandererhallen im Hamburger Hafen. Ein Dampfer der Hapag-Reederei brachte sie auf Umwegen nach Brasilien. Dort lockte eine prosperierende, deutsche Kolonie mit dem verheißungsvollen Namen „Blumenau“.

# Ostpreußens fruchtbare Erde

1919 - 1945

**G**eorg Neu wuchtete an jenem schwül-heißen Nachmittag Bauholz von der Ladefläche seines Fuhrwerks im großen Innenhof des Neidenburger Guts der Familie Bricken. Ein Stallbursche eilte ihm sogleich zu Hilfe, und gemeinsam stapelten sie die Bohlen neben einer der Scheunen auf, wo sie für einen Anbau benötigt würden. Georg wischte sich mit dem Hemdsärmel den Schweiß von der Stirn und sah sich um. Groß und prachtvoll wirkte das Hauptgebäude des Gutes, geschmückt mit einem schönen, klassischen Giebel und einem überdachten Eingangsportal, das fast gänzlich mit Wein überrankt war.

Damals in Kurland hatte seine Familie auch so ein Gutshaus besessen. Ohne klassischem Giebel und nicht ganz so prächtig aber immerhin. Dort hatte eine lange Birkenallee auf das altehrwürdige Bauwerk zugeführt und ihm schon von weitem einen eindrucksvollen Rahmen gegeben. Da seine drei großen Brüder als Tierärzte praktiziert hatten, waren er, Georg und sein Bruder Peter, als Erben des Hofes vorgesehen gewesen. Doch nach der Vertreibung musste er sich an eine völlig neue Rolle gewöhnen. Nicht mehr Gutsherrensohn und künftiger Erbe, sondern Flüchtling und Tagelöhner war er nun und wohnte mit seinen Eltern und dem kleinen Bruder Rudolf in einer strohgedeckten Baracke aus Holz und Lehm, die mit einem Kanonenofen notdürftig beheizt wurde.

„Lass dir unten in der Küche etwas zu essen geben“, bot der Gutsverwalter großzügig an, der herbeikam, um die Lieferung für den Stallumbau zu begutachten. „Hast wohl schon ein paar Fuhren hinter dir heut.“

Georg tippte sich grüßend an die Stirn, führte die Gäule zur Tränke im Schatten des Innenhofes und hielt den dampfenden Tieren eine Handvoll Hafer unter das weiche Maul. Zur Küche ging es eine kleine Treppe hinab durch den Dienstboteneingang an der Seite des Herrenhauses.

Angenehm kühl war es hier unten und fast leer an diesem Nachmittag. Nur eine schlanke, junge Frau knetete in einer langen Holzmulde rhythmisch und kraftvoll einen großen Batzen Brotteig zu immer wieder neuen geschmeidigen Gebilden. Ihr Haar hatte sie unter eine weiße Spitzenhaube gestopft. Ein paar brünette Strähnen lugten darunter hervor. Die Wangen rot vor Anstrengung. Georg gefiel, was er dort sah. Sehr sogar. Er stellte sich höflich vor und fragte verlegen, ob noch etwas übrig sei vom Mittagstisch. Die Küchenfee lachte ihm direkt ins Gesicht, pflückte sich Teigreste von den Armen und deckte den Teig sorgfältig mit einem Leinentuch zu. Dann langte sie nach einem Schürhaken und angelte gekonnt ein paar Stahlringe aus der Herdoberfläche, stocherte ein wenig in der Glut darunter und schob eine gusseiserne Pfanne darüber.

„Ein paar Speckstücke verstecken sich da noch zwischen den Kartoffeln“, strahlte sie und reichte ihm einen gut gefüllten Teller. Georg schob sich auf die Bank hinter den Küchentisch des Personals und genoss die deftige Speise, während er immer wieder zu der jungen Frau hinüber sah. Einen hübschen Namen hatte sie: Margarete. Margarete Groß. Einen Namen wie die wunderschönen Blumen im Garten seines kurländischen Elternhauses.

Als Köchin war sie hier angestellt, seit fast einem Jahr schon, stellte sich heraus. Während Georg sie sprachlos anstarrte, war Margarete alles andere als mundfaul und erzählte und erzählte.

„Alle haben einen Beruf in meiner Familie, auch die Mädchen. Eine meiner Schwestern und ich sind Köchinnen, und meine andere Schwester hat das Schneiderhandwerk gelernt.“

Das war bemerkenswert. In der Tat. Und vorrausschauend. Rasch wurden sie warm miteinander und entdeckten immer mehr Gemeinsamkeiten.

„Wir sind auch hierher geflohen“, erzählte Margarete, „aus Odessa am Schwarzen Meer. Im Herbst vor zwei Jahren sind wir los, nachdem so ein Haufen aufgehetzter Revolutionäre und Plünderer meinen Vater totgeschlagen hatten. Vor seinem Sägewerk. Es war ein schönes, stattliches Sägewerk gewesen. Das mussten wir dann alles aufgeben. Wir haben in aller Eile zwei Leiterwagen vollgeladen und sind geflohen, meine beiden Schwestern, mein Bruder Heinrich und ich. Einen Krug Wasser zum Essen?“

Georg nahm das Angebot gerne an und trank in vollen Zügen, während er interessiert zuhörte. Ja, das alles konnte er sich lebhaft vorstellen.

„Das Haus, in dem wir wohnten war groß und sehr schön eingerichtet mit stilvollen, dunklen Eichenmöbeln“, Margarete geriet ins Schwärmen, „das gute Porzellan mit dem Goldrand, die feine Tischwäsche – fast alles mussten wir zurücklassen, ganz zu schweigen von den Stallungen mit dem Vieh.“ Sie trank gedankenverloren einen Schluck Wasser. „Nur meine Mandoline habe ich gerettet“, fügte sie stolz hinzu, „ich spiele sie hier im Jugendbund Neidenburg.“

In einer der Flüchtlingsbarracken am Stadtrand war Familie Groß untergebracht und lebte dort unter ähnlichen Bedingungen wie die Neus. Alle hatten irgendeine Anstellung angenommen, denn man wollte schnell wieder auf die Beine kommen. Es wieder zu etwas bringen. Ein eignes Haus bauen...

„Ja, genau dasselbe wollen wir auch“, erzählte Georg und blickte zu den Töpfen und Pfannen an der Wand, als könnte

er dort das Paradies sehen. „Eigenes Land bewirtschaften. Tiere halten, kräftige Ermländer Pferde, Milchkühe, fette Schweine, Gänse, Hühner, eigenes Getreide anbauen und Kartoffeln. Alles gedeiht gut auf dieser fruchtbaren Erde.“

„Und einen Garten voller Obstbäume und Beerenstäucher, so wie damals in Odessa“, fügte Margarete hinzu. „Wir haben dort Unmengen von Marmelade gekocht, mein lieber Schieber, was war die gut....“

Und natürlich würde man all dies auch schaffen, da waren sich die beiden einig. Aufzugeben und arm und abhängig zu bleiben, kam als Lebensziel nicht in Frage. Sie waren ja noch jung und kerngesund. Ausdauer hatten sie auch und genug Verstand und Gottvertrauen. Man musste nach vorne schauen und sich anstrengen. Natürlich würden sie das schaffen. Gar keine Frage. Das wäre doch gelacht!

\*

Sechs Jahre später hatten sich diese Hoffnungen tatsächlich erfüllt. Oder sie waren ihrem Ziel immerhin recht nahe gekommen. Georg und Margarete waren inzwischen verheiratet und hatten, immer noch in der Flüchtlingsunterkunft, eine kleine Tochter auf die Welt gebracht. Der drollige Blondschoopf wuselte bereits wie ein Wiesel zwischen den Erwachsenen herum, rief „Enna auch!“ und wollte überall helfen.

„Also gut, Ernachen, du darfst auch mal Butter stampfen.“

Margarete seufzte und überließ ihrer Tochter das Butterfass. Die Kleine versuchte vergeblich, den Stampfer schnell hoch- und runter sausen zu lassen. Bei der Mutter hatte das so leicht ausgesehen. Aber auch wenn das Kind jetzt noch keine große Hilfe war, würde sich das bald ändern.

Und Hilfe konnten sie brauchen, denn Georg hatte ein kleines Bauernhaus in der Berghofsiedlung für seine Familie

erwerben können mit einem stattlichen Garten und 100 Morgen an Feldern und Weiden drum herum. Der Kauf war abgeschlossen und im Grundbuch notiert. Georg war sehr zufrieden mit seinem Verhandlungsgeschick. Außerdem war sein kleines Fuhrunternehmen gut gelaufen und die Schufterei seiner Familie bei anderen Bauern und Gutsherren hatte sich gelohnt. Man hatte gespart, wo es nur ging. Darauf war besonders seine Mutter Sophie bedacht. „Man muss jeden Pfennig zweimal umdrehen, bevor man ihn ausgibt“, hatte sie immer gemahnt.

„Ach Gretchen, ist das wunderbar!“ Georg schloss stolz seine Frau in den Arm. „Nun sind wir endlich wieder wer und arbeiten für uns und nicht mehr für Andere. Stell dir nur vor, nun haben wir wieder einen eigenen Hof!“

Margarete lachte ihm offen ins Gesicht, was er so liebte und stellte glücklich fest: „Ja, wir haben es wieder zu etwas gebracht!“

Ein paar Tage später fuhr Georg mit seiner Familie, seinen Eltern und dem jüngeren Bruder mit Pferd und Wagen auf den Hof ihres neuen Zuhauses. All ihre Habseligkeiten hatten sie auf der Ladefläche hoch aufgetürmt und festgezurr. Da war es also, das neue Haus. Es wies keinerlei Ähnlichkeiten mit den Herrenhäusern auf, in denen Margarete und Georg aufgewachsen waren, aber es war solide Stein auf Stein gebaut, verputzt und hübsch weiß gestrichen. Orangerot leuchtete das Ziegeldach mit seiner Gaube in der Mitte, und eine Reihe von Sprossenfenstern ließen Licht und Luft herein. Pferd und Wagen blieben erst einmal auf dem Hof stehen, der von Nebengebäuden eingerahmt war. Einen Schlüssel für die Haustür gab es nicht. Wozu auch.

Neugierig traten sie in eine geräumige Wohnküche und sahen sich um. Ein großer, flaschengrüner Kachelofen zwischen der Küche und der guten Stube fiel sogleich ins Auge. Er würde das Haus wunderbar warm halten. Am

Fenster stand ein großer Esstisch aus dunkler Eiche mit Bänken rundherum. Er bot ausreichend Fläche, um zu verarbeiten, was die Landwirtschaft hergeben würde.

„Hier werden bestimmt viele hungrige Mäuler satt!“ stellte Heinrich, Georgs Vater fest und zählte sich, seine Frau und seinen Jüngsten mit dazu.

Das Prunkstück außer dem Kachelofen, fand Margarete, war der Herd: eine Kochmaschine aus blank poliertem Stahl, die mit Holz oder Kohle befeuert werden konnte. Weiß emailliert waren die Klappen zur Befeuerung und zum Backofen. Ihre Hände glitten über den kalten, glatten Stahl. Das gute Stück musste groß sein, denn die gusseisernen Pfannen und Töpfe, die darauf Platz finden sollten, waren es auch.

„Dieser Herd ist viel moderner als der, den wir früher hatten“, erklärte sie. Ihre Augen leuchteten.

Georg war besonders stolz auf den elektrischen Strom im Haus.

„Schaut mal alle her. Diesen Knopf hier an der Wand muss man drehen. So. Und schon ist Licht im Haus! Ist das nicht ein Fortschritt?!“

Die Anwesenden staunten. So modern ausgestattet waren noch längst nicht alle Häuser in Neidenburg.

„Enna auch!“ rief die Kleine und hopste mit hochgereckten Armen. Georg hob sie zum Anfassen des Wunderknopfes in die Höhe.

„Da musst du wohl noch ein bisschen wachsen“, lächelte Margarete und fuhr ihr glücklich über das dichte Haar. Hier war auf jeden Fall genug Platz für viele weitere Kinder und für Knechte und Mägde noch dazu.

„Endlich wieder eine Wasserleitung im Haus! Keine Schlepperei mehr vom Brunnen, wie in den Baracken.“

Ihre Schwiegermutter drehte den Wasserhahn in der Küche auf. Das Wasser gluckste und sprudelte dann hervor. Damit war selbst Sophie zufrieden. Und das sollte schon etwas heißen.

Georgs rüstige Eltern würden in eine der Dachstuben ziehen, sein kleiner Bruder Rudolf in die andere. Er war ein Nachkömmling, mit dem niemand mehr gerechnet hatte, denn die Mutter war bereits 51 gewesen, als er das Licht der Welt erblickte. Ein wahres Wunder und Geschenk Gottes, hatte man damals angenommen. Inzwischen war Ernüchterung eingekehrt, denn der nun Siebzehnjährige machte allerhand Scherereien und stellte Mädchen nach. Häufig war er in Schlägereien verwickelt, wenn er einen über den Durst getrunken hatte. Vom Arbeiten schien er dagegen nicht viel zu halten. Irgendwie aus der Art geschlagen war er, der Rudi. Und schon rümpfte er wieder die Nase.

„So weit draußen soll ich hausen? Nein, nein, hier ziehe ich nicht ein. Ich heirate ohnehin bald“.

Alle anderen Familienmitglieder hatten dafür kein Verständnis.

„Kannst Dir ja den Chauffeur kommen lassen von deinem Stadtfräulein“, spottete Georg.

„Von wem hat er das nur?“ fragte Heinrich, der Vater und schüttelte missbilligend den Kopf.

„Stell dich nicht so an, Junge“, schalt Sophie und brachte ihren Sohn flugs zum Schweigen, obwohl er sie um einen ganzen Kopf überragte. Seine Mutter trug stets einen harten Stock unter ihrer Schürze versteckt, wie er nur zu gut wusste, und sie duldete keinen Widerspruch.

Einige Nachbarn kamen neugierig herbei und halfen Georg, den Hausrat zu entladen. Eine Abfalltonne war nicht dabei, denn Müll fiel niemals an. Von dem, was nicht mehr verwertet werden konnte, holten sich Schrotthändler oder Lumpensammler ihr Teil oder es bereicherte den Kompost.

„Die Zinkbadewanne kommt in die Vorratskammer“, bestimmte Sophie resolut. „Zum Baden und Wäschewaschen können wir sie dann in die Küche tragen.“

Wie schon damals in Kurland würden sie im großen Waschkessel das Wasser für das wöchentliche

Familienbaden auf dem Herdfeuer erhitzen.

„Das schmutzige Wasser haben wir immer zum Wässern der jungen Obstbäume in den Garten getragen“, erzählte sie Margarete. „So wird nichts verschwendet.“

Am Samstag war Badetag. Schließlich wollte man am Sonntag sauber zum Gottesdienst gehen.

Die neuen Felder der Familie Neu lagen rund um den großen Tatarenstein, einem rötlich-grauen Granitmonolith, von Eismassen aus dem Norden vorwärtsgeschoben und rund geschliffen. Die Nachbarn kannten die Saga vom Tatarenstein genau. Generationen von Schülern war sie im Heimatkundeunterricht eingetrichtert worden.

„Im 17. Jahrhundert kamen die wilden Horden der Tataren aus dem Osten über die Grenze“, erzählten sie den Neuen, die ja auch irgendwie aus dem Osten stammten. „Die Tataren waren grausame Krieger und wüteten ganz furchtbar im Land. Aber hier“, sie deuteten auf den Monolithen, „genau hier am Tatarenstein soll sich das Blatt gewendet haben. Der Sage nach ruhte sich nämlich ihr Anführer just auf diesem Stein aus, als ihn von der fernen Neidenburg die Kanonenkugel eines Meisterschützen zerschmetterte. Und zack!“ Der Erzähler fuchtelte theatralisch mit den Armen. „Seine Gefolgsleute haben dies wohl als ein göttliches Zeichen angesehen und verschwanden eiligst dorthin, wo sie hergekommen waren.“

„Gott muss tatsächlich seine Finger mit im Spiel gehabt haben bei diesem Treffer“, meinte Georg nachdenklich und schaute in die Richtung, in der die Neidenburg in etwa liegen musste. Zu sehen war sie nicht. „Die Burg liegt ja meilenweit entfernt. Soweit kann eine Kanonenkugel doch gar nicht fliegen.“

Die Nachbarn sahen ihn entrüstet an, und Georg fügte schnell hinzu: „Aber die Felder sind auf jeden Fall recht gut in Schuss.“

Heinrich und Georg hoben eine Handvoll Erde auf und zerrieben sie prüfend zwischen ihren Fingern, begutachteten sie gründlich, rochen und leckten daran.

„Hmhm. Der Boden hat Kraft.“

Nach und nach kamen das Federvieh, die Schweine, Kühe und Pferde zum Besitz der Neus dazu. Fuhraufträge wurden weiterhin übernommen, damit die Schulden nicht über den Kopf wuchsen. Für Georg blieb das Auftragsfahren als zweites Standbein neben der Landwirtschaft, und ihm gefiel diese Rolle als gefragter Fuhrunternehmer ausgesprochen gut. Dabei kam er weit herum im Land und konnte Schwätzchen halten mit den Leuten, die er belieferte. So erfuhr er die wichtigsten Neuigkeiten besser als aus jeder Zeitung und bekam unter der Hand auch manch wertvollen Rat.

„Er hält sich ganz gern am Besenstiel fest beim Schwatzen“, spottete Margarete über ihren kontaktfreudigen Mann.

Aber auch sie war keineswegs schüchtern und zudem, in christlicher Nächstenliebe erzogen, recht freigiebig.

„Sie gibt noch unser letztes Hemd her, wenn einer an der Tür bettelt,“ befand Georg augenzwinkernd über seine Frau.

\*

„Das wird bestimmt ein Aprilscherz“, kündigte Margarete die bevorstehende Geburt ihres nächsten Kindes an. Tatsächlich ließ sich das kleine Mädchen etwas mehr Zeit und blinzelte erst am zweiten April 1927 in das helle Nachmittagslicht im elterlichen Schlafzimmer. Eine schwere Geburt war es diesmal gewesen, denn das rosige Bündel wog 13 Pfund und kam mit einem Herzfehler auf die Welt, wie sich bald herausstellte.

„Damit lebt man nicht lange“, sagte die Hebamme voraus. Aber die Kleine hielt sich nicht an Vorhersagen. Sie wuchs

und gedieh ebenso gut wie die neugeborenen Kälber, Fohlen und Ferkel im Stall. Georg und sein Vater Heinrich betrachteten beeindruckt das kräftige Mädchen, das hungrig beide Fäustchen auf einmal in den Mund stecken wollte.

„Das ist wieder eine richtige Neu“, stellte der stolze Vater fest. „Ganz und gar eine Neu“, bestätigte der Großvater. Da war man sich einig.

Helene sollte sie heißen, wie die Patentante, bestimmte Margarete, und Georg machte sich auf den Weg, um den Nachwuchs im Neidenburger Standesamt anzumelden. Der Schreiber schlug ein wuchtiges Buch auf, zückte den Federhalter und notierte fein säuberlich den Familiennamen.

„Und wie soll das Kleine mit Vornamen heißen?“

„Helene“, gab Georg an, wurde aber sofort von der drallen Dame neben ihm unterbrochen. Sie hatte ein Wolltuch um den Kopf geknotet, das mit großen Pfingstrosen bedruckt war.

„Ei, Halene, mejne Jiete. Dat is kejn Name fier ejne hiebsche Marjellche nich!“ Georg sah sie verunsichert an.

„Ist Helene zu altmodisch?“ Die Frau nickte entschieden.

„Ei, dat Nameche ärgert se dann ihr Lejben lang!“

Einen altmodischen Namen sollte seine Tochter gewiss nicht bekommen. Die ältere, Erna, hatte schließlich auch einen modernen Namen. Er überlegte fieberhaft. Wie hieß noch die Jüngste von seinem Bruder Peter im Samland?

„Nein, Ella soll sie heißen“, verbesserte er sich schnell, „Ella Helene.“

Der Schreiber brummte unwillig und korrigierte seinen Ansatz gerade noch rechtzeitig und ohne Tintenklecks.

„Ella?“ polterte Sophie zuhause, „das ist doch kein Name. Was hat dich denn da geritten!“

Aber Margarete strahlte ihre neue Tochter an. „Dann bist du jetzt eben mein Ellachen!“

Wie gut, dass irgendjemand Nuckelflaschen erfunden hatte. Das war ein wahrer Fortschritt, denn so konnte auch der 74-

jährige Großvater, dem die Arbeit draußen auf den Feldern zunehmend schwer fiel, sich im Haus nützlich machen und dem Säugling die Fläschchen mit Zweidrittelmilch gefüllt verabreichen. Seine Schwiegertochter hatte für das regelmäßige Stillen keine Zeit, denn die Felder draußen am Tatarenstein mussten jetzt im Frühjahr bestellt werden.

Am Tisch hockten neben den Mitgliedern der Familie Neu inzwischen auch etliche Tagelöhner, die bei der Feldarbeit halfen. Riesige, Eisenpfannen mit hohem Rand standen auf dem Herd mit Kartoffeln, Eiern und daumendicken Speckscheiben darin. Je fetter, desto besser. Häufig gab es eingelegte Heringe, die in Holzfässern von der Ostsee her angeliefert wurden und nicht viel kosteten, und Sauerkraut, das man in großen Steinguttöpfen zusammen mit vielen Lagen Salz ansetzte. Nach der letzten Kohl-Salz-Schicht wurde alles mit einem flachen Stein beschwert und der Fermentierungsprozess konnte beginnen. Manchmal gab es neben den täglichen Kartoffeln auch Eier mit Senfsauce. Die Eier wurden natürlich nicht abgezählt, sondern gleich mitsamt dem Drahtkorb, in dem sie eingesammelt worden waren, behutsam in den großen Topf mit kochendem Wasser hinabgelassen. Die Senfsauce, ebenso wie andere helle und dunkle Mehlschwitzen war eine von Margaretes Spezialitäten als Köchin.

Die kleine Ella entwickelte sich zu einem aufgeweckten Kind. Am liebsten hockte die Kleine neben ihrem Großvater oben in der Dachkammer und vertiefte sich in das Spiel mit einer Schildkröt-Puppe, die sich die Schwestern zum Spielen teilen mussten.

„Kartoffeln kochen“, erläuterte sie, während sie in einer alten Tasse rührte. Manchmal ließ sich die Kleine auch von Grimms Märchen inspirieren, die der Großvater aus einem dicken Buch voller schauriger Illustrationen vorlas. Es war das einzige Buch neben Bibel und Gesangbuch, das die Familie besaß.

Erna, die Große war nicht zum Mitspielen zu bewegen. Sie hatte bereits eine Menge Aufgaben im Gemüsegarten und im Haushalt übernommen.

„Du bist jetzt im Weg“, erklärte sie der Schwester barsch, „geh woanders hin. Ich muss arbeiten.“

Die beiden Schwestern hatten es nicht leicht miteinander.

Auch Ella wurde nach und nach in die Pflicht genommen. Hühner füttern und Eier einsammeln, Obst ernten, Unkraut jäten. Außerdem Löwenzahnblätter, Spitzwegerich und Schafgarbe als Zusatz für die Molke sammeln, mit der die ganz jungen Kälber gefüttert wurden. Faulheit ließ die Großmutter, die in Gemüsegarten und Hühnerstall das Regiment führte, nicht durchgehen. Auch bei ihren Enkelinnen setzte sie ihren bewährten Stock ein, den sie unter der Schürze trug.

Das nächste Kind war 1932 dann endlich der ersehnte Sohn und Hoferbe. „Heinz“ wurde er genannt nach seinem Großvater Heinrich. Er kam im Gegensatz zu Ella als Leichtgewicht auf die Welt, sodass die Hebamme bezweifelte, ob er überhaupt durchkäme. Auch Margarete ging es nach dieser Geburt nicht gut. Sie wirkte aufgedunsen und blass und schaffte es kaum, aufzustehen. Georg machte sich Sorgen um ihre Gesundheit.

„Du solltest jetzt erst einmal im Bett bleiben und dich richtig erholen“, riet er seiner Frau, doch die wollte davon nichts hören.

„Wir müssen dringend den Kohl verarbeiten und nächste Woche können wir endlich dreschen. Da kann ich doch nicht die Hände in den Schoß legen!“

Damit hatte sie recht. Die Neus durften die neue Dampf-Dreschmaschine mit nutzen, die die Bauern der Gegend sich teilten. Ein lautes, stinkendes Ungetüm war diese riesige Apparatur, die zwar die Arbeit beschleunigte und erleichterte, aber anstrengend und schweißtreibend genug blieb die Plackerei immer noch.

„Und dann müssen die Kartoffeln aus der Erde, und anschließend kommt das Schlachten und Wurstn für den Winter... Wie soll ich da im Bett bleiben.“ Margarete hatte einen eisernen Willen, mit dem sie schaffte, was sie sich vornahm. „Das geht schon. Das wäre doch gelacht.“

Ella war inzwischen fünf Jahre alt und für das Gänsehüten zuständig. Das schrill schnatternde Federvieh, das sie überragte, wenn es sich flügelschlagend reckte, machte ihr zwar Angst, aber sie lernte schnell, sich mit einem Stock zu wehren. Etwas anderes blieb ihr auch gar nicht übrig. Schlimmer noch als die Gänse war der große, struppige Hofhund. Der ließ sich nicht mit einem Stock abwehren und war unberechenbar und furchteinflößend, wenn er sein Nackenfell aufrichtete und die vielen Zähne fletschte. Und er lag keineswegs immer an der Kette. Ella sah unbehaglich zu, wie er die jungen Kühe auf dem Weg zur Weide in die Fersen biss, um sie auf Kurs zu halten.

Aber am meisten Respekt hatten alle Kinder des Hofes vor der Großmutter Sophie, der stämmigen Frau mit streng gescheitelterm Haar. Sie war klein von Statur und hatte einen derart stechenden Blick, dass niemand auf die Idee kam, sich ihr zu widersetzen. Unter ihrer Schürze trug sie immer noch den bewährten Stock, mit dem sie blitzschnell zuschlagen konnte, wenn ein Kind nicht schnell genug parierte.

„Wer hat denn da wieder den Eimer mit dem Hühnerfutter stehen gelassen? Die Spatzen bedienen sich schon. Seht euch das an,“ schalt sie mit schriller Stimme so laut über den staubigen Hof, dass man sie sicher noch bis Neidenburg hören konnte. „Und warum steht Erna nicht am Butterfass? Und wo bleibt die Molke für die Kälber? Die sind auch noch nicht gefüttert!“

Ihr breites Gesicht glühte rot vor Ärger. Die Kinder, die auf dem Heuboden gerade einen Gang mit anschließender Höhle gegraben hatten, erstarrten.

„Hier findet sie uns nicht“, beruhigte Ella ihre Freunde aus der Nachbarschaft. Hier auf dem Hof boten sich unzählige aufregende Spielmöglichkeiten, wenn ihnen nur die strenge Großmutter nicht ständig in die Quere käme.

„Was ist das hier nur für eine Wirtschaft!“ zeterte die weiter. „Los jetzt, Erna und Ella, ich habe heute Washtag! Ich kann schließlich nicht alles alleine machen!“

Das Wäschewaschen war anstrengend und füllte den ganzen Tag aus. Nach dem Einweichen wurde die Kleidung im Wäschetopf auf dem Herd gekocht und anschließend mit Seife auf dem Waschbrett sauber gerubbelt. Dann folgte das Spülen und Auswringen, was noch mehr Kräfte kostete. Bei Sonnenschein konnte man alles über die Sträucher in Garten ausbreiten und auch bleichen. Früher, als junges Mädchen, hatten sie aus Fett und Ätznatron die Seife selbst herstellen müssen, erinnerte sich Sophie. Wie war das heutzutage doch einfach!

Eine willkommene Abwechslung brachten Verwandtenbesuche in den arbeitsreichen Alltag. Dann wurden Berge von Kuchen gebacken und Schüsseln voller Sahne geschlagen. Natürlich stammte fast alles aus der eigenen Produktion. Meist waren es Obstkuchen, denn man hatte ja massenhaft eingeweckte Kirschen in den Regalen stehen für solche Anlässe. Zu so einem doch recht seltenen Besuch musste alles aufgefahren werden, was Vorratsraum und Scheune hergaben, denn damit ließ sich beweisen, wie gut man gewirtschaftet hatte.

„Noch ein Stückchen?“ wurden die Besucher gefragt, und ohne die Antwort abzuwarten, legte die Gastgeberin sogleich nach.

„Tüchtig zugreifen, es ist genug da.“

Und das taten die Gäste auch gern und ohne Hemmungen. Das Feinste, was man sich allerdings nur selten gönnte, war der Baumkuchen vom Bäcker Michalski. Er war aus feinstem Weißmehl-Mandel-Teig, der auf einem

Bratspieß am Feuer langsam angegossen wurde und so zu einem gerippten Stamm anwuchs. Zur Krönung wurde das Kunstwerk mit glänzender, schwarzer Schokolade überzogen. Ein Augenschmaus! Waagerecht mussten nun Ringe abgeschnitten werden, die man ganz vornehm langsam und genussvoll verspeiste. Dazu gab es dann in der guten Stube auf der spitzenverzierten Tischdecke echten Bohnenkaffee in goldgeränderten Sammeltassen mit Rosendekor, die zusammen mit den Silberlöffeln die Reise von Kurland überlebt hatten.

Im Sommer saßen die Erwachsenen entspannt in einer runden Laube im Garten. Dann kam auch schon mal der Fotograf aus Neidenburg vorbei. Die kleinen Fotos mit dem gezackten Rand klebten sie in ein sorgsam gehütetes Familienalbum. Von Margarete gab es noch ein sepiabraunes Foto als junges Mädchen mit ihrer Mandolinengruppe. Das liebte sie besonders.

„Diese Musik mit den Mandolinen, die klang so wunderschön“, schwärmte Marie, ihre Schwester. „Schade, dass du dafür nun keine Zeit mehr hast.“ Sie und ihre beiden Schwestern waren als Kinder unzertrennlich gewesen.

„Aber singen können wir trotz der Arbeit. Dabei kann man auch so wunderbar Heu wenden oder Rüben verziehen. Das geht dann praktisch wie von selbst.“

„Und wie schön es damals in Odessa war, wenn wir abends beim Kartoffelfeuer gemeinsam gesungen haben. Wisst ihr noch?“

„Kein schöner Land in dieser Zeit/ als hier das uns're weit und breit/ wo wir uns finden wohl unter Linden zur Abendzeit...“ stimmte Marie spontan an und ihre Schwestern fielen mit ein.

Bei dieser wunderbaren Erinnerung fühlten sich alle drei gleich zwanzig Jahre jünger.

„Die Großmutter hat immer gesagt: ‚Wo gesungen wird, da lass dich ruhig nieder; nur böse Menschen kennen keine